Der Afrikareisende Dr. M. Buchner

hat auf seiner Reise durch die südlichen Länder des Congobeckens auch einen Besuch in Mussumba, der Hauptstadt des Sunda-Reiches, beim König Muatyamvo gemacht. Ueber diese feierliche Visite im Herzen des schwarzen Continents hat der genannte Reisende der „Voss. Ztg." einen Bericht zugehen lassen, dem wir die folgenden interessanten Einzelheiten entnehmen: Am 11. December war ich in Mussumba eingezogen; schon für den nächsten Tag befahl mich der König zur Audienz. Ich sollte auf meinem Reitochsen kommen und mein Mausergewehr mitbringen. Ungesäumt machte ich mich auf den Weg nach der Kipenga, des Residenz des Monarchen, einem schlank gedehnten Viereck von etwa 140 Schritt Länge und 240 Schritt Breite. Von einem Flechtwerkzaune umgeben, enthält es ein Labyrinth kleinerer, durch Flechtwerk gebildeter Abtheilungen, in deren Mitte ein Platz frei geblieben ist; an dem Haupteingange, einem Thore von Palmenstangen, hingen oder lagen etwa dreißig Menschenschädel; den Hintergrund des Platzes schloß ein zwanzig Meter hohes, mit einem Strohkegeldache gekröntes Haus — Soph — ab, welches stolzeste Bauwerk Mussumba's zur Abhaltung wichtiger Sitzungen bei Regen dient; bei gutem Wetter finden diese Sitzungen im Freien statt. Auf einer von Lehm hergerichteten Plattform bezeichnete ein Leopardenfell den Thron des Königs; ein riesiger Sonnenschirm aus Schilf beschattete denselben. Unter den Klängen eigenthümlicher, von Trommeln begleiteter Musik tauchte aus einer besonderen Hütte eine höchst bunte Gestalt auf — es war Muatyamvo. Eine Menge von Schranzen folgte dem Fürsten; zugleich rannte Alles, was sich auf dem Platze angesammelt hatte, jetzt etwa dreihundert Menschen, schreiend heran. Man bedeutete mir, ich möge vor dem Könige erscheinen. Im Trabe ritt ich bis auf zwanzig Schritte an den Thron, sprang dann von meinem Thiere und reichte dem König die Hand, welche er schüttelte. Den Hut behielt ich auf dem Kopfe. Der König lud mich zum Sitzen ein, und ich nahm im Schatten des Schirmes Platz, während sich Se. Majestät gleichfalls niederließen; es entstand eine Verlegenheitspause. Unterdessen hatte sich der Hofstaat in der Nähe des Thrones arrangirt, gegenüber dem Throne die Lukugessa, eine dicklippige Dame von mäßiger Schönheit, die mich so einladend anblinzelte, daß ich ihr ebenfalls die Hand reichte.

Das Gleiche wollte ich mir bei der Moari, der Hauptfrau des Königs, die an der Spitze der zahlreichen übrigen Frauen saß, erlauben, wurde aber noch rechtzeitig auf das Unstatthafte dieses Beginnens aufmerksam gemacht, worauf der König huldvollst über meine Naivität zu lächeln geruhte. Ich begann endlich die Unterhaltung und, zwar mittelst der beiderseitigen Dolmetscher, da die Etiquette verbietet, direkt mit dem Monarchen zu sprechen. Ein Geschenk von sechs rothbunten Taschentüchern ward gnädig angenommen, ebenso das bewußte blaue Perlenhalsband seitens der Lukugessa und einige Stücke Zeug von der Moari. Hinter unserem Rücken erhob sich währenddessen ein Tumult, welchen die Aufseher mit Peitschen von Elephantenhaut beschwichtigten; Muatyamvo ließ sich dadurch ebensowenig stören, wie durch das Gezänk seiner Weiber; er war offenbar in guter Laune und sah mich fortwährend mit dummem Lächeln an. Ein schöner Mann ist er keineswegs, sein großer, wulstiger Mund beherbergt unregelmäßige Zähne, spärliche Borsten bedecken sein Kinn und das Haar ist in einer Art von Zopfstyl geschmackvoll arrangirt — während meines Aufenthaltes in Mussumba registrirte ich sechs Arten seiner Frisur. Eine rothe Papageifeder im Haar, eine Perlenschnur als Amulet am Halse, ebenso als „Medicin" eine nach Art der Hosenträger gekreuzte kupferne Kette bildeten seinen sonstigen Schmuck, der durch Spangen an Armen und Beinen vervollständigt wurde. Eine der letzteren, aus Menschensehnen geflochten, stellt eine Art Scepter vor. Die Kleidung bildet eine vom Gürtel bis zu den Knöcheln reichendes Stück blauen Flanells. Drei Lakaien waren fortwährend um ihn thätig; der erste derselben hatte den königlichen Speichel, der häufig nach rechts und links entsendet wurde, mit Sand zu bedecken, der zweite handhabte einen Fliegenwedel, der dritte dirigirte den Sonnenschirm... Der Reisende mußte der Königin, der Lukugessa, noch einen besonderen Besuch abstatten und berichtet darüber: „Sie hat ebenfalls eine Kipenga mit einem Soph, wennschon in kleinerem Maßstabe. Als ich kam, kroch sie unter dem niedrigen Vorsprunge des Strohkegeldaches hervor und lud mich ein, Palmenwein zu trinken. Sie selbst war indeß bereits so betrunken, und das Fieber schüttelte mich dermaßen, daß ich mich rasch empfahl."

Erinnerung an Garibaldi.

Eine Dame, die sich mit ihrem Autornamen Elpis Melena nennt, eine enthusiastische Verehrerin Garibaldi's, hatte sich nach dessen Verwundung und Verhaftung die Erlaubniß erwirkt, den kranken Helden im Fort Varignano und in Spezzia besuchen zu dürfen, und leistete ihm sozusagen die Dienste einer Barmherzigen Schwester. Alles, was sie bei dem Manne ihrer Bewunderung sah und erlebte, zeichnete sie in ihr Tagebuch auf, welches auf den Rath von Freunden, denen sie eine Einsicht gestattete, der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Wie der Schatten dem Lichte, folgte sie Garibaldi im October 1863 auch nach Caprera, und aus den Blättern, welche das Leben des Generals auf der Ziegen-Insel und dessen Behausung schildern, ziehen wir das Nachfolgende an:

Das Haus, welches im Jahre 1861 erbaut war, bot Garibaldi und seinen Freunden eine räumliche, gesunde Wohnung. Es besteht aus acht Räumen, von welchen vier das Erdgeschoß, die anderen das obere Stockwerk einnehmen. Beim Hereintreten kam man links in den Salon und in das Zimmer des Generals; es nimmt, wie die übrigen Räume, die ganze Tiefe des Hauses ein und ist nur vom daneben liegenden Salon nach Norden geschützt. Ein Fenster blickt nach Osten, das andere nach Süden: letzteres öffnet sich auf eine geräumige Terrasse, von wo aus man eine herrliche und ausgedehnte Aussicht über die Berge der Gallura, mehrere Inseln und die Gewässer der Maddalena genießt. Die kleine Wohnstätte des großen Mannes machte mir einen äußerst freundlichen Eindruck. Garibaldi am Speisetisch, umringt von seinen Genossen, und Garibaldi im Tete-a-Tete mit Jemandem, den er seiner Freundschaft und seines Vertrauens würdig hält, sind zwei Menschen. Hat die Mittagsstunde oder das Ave Maria die Seinigen um ihn versammelt, dann giebt er sich ihnen, jede ernste Betrachtung, jeden tiefen Gedanken bei Seite legend, als schlichter Commilitone. Die Unterhaltung besteht meistens aus harmlosen Scherzen. Im Buche seines vielbewegten Lebens findet der tapfere Anführer noch immer ein unerwähntes Blatt, welches ihm reichen Stoff zu interessanten Erzählungen bietet, oder er erkundigt sich auch wohl nach seinen Feldern, Bäumen und Früchten, seinen Hunden und Pferden und weiß für jeden Vorfall guten Rath zu ertheilen. Auch auf den Wein kamen wir zu sprechen. Die Besitzung des Generals auf Caprera hat dieses Jahr 450 Liter geliefert. Der Wein ist nicht stark, aber von sehr guter Qualität. Ein Versuch, aus den indischen Feigen, die hier in großem Ueberflusse wachsen, Wein zu machen, mißglückte indessen gänzlich, und das Product wurde von den jungen Tischgenossen für „Vinaigre de toilette de Caprera" erklärt.

Wenn sie sich übrigens nach der mäßigen Lebensweise ihres Anführers richten, so werden die 450 Liter Wein bis zum nächsten Jahre genügen; denn er, der als Fürst leben könnte, trinkt keinen Wein und raucht täglich eine halbe toscanische Cigarre! Nach dem Abendessen zog der General sich zurück in seine Stube, um seiner Gewohnheit gemäß sich früh schlafen zu legen und vor Tagesanbruch wieder auf zu sein. Auch mir war eine zeitige Nachtruhe ungewöhnlich erwünscht, denn die überstandenen Strapazen machten sich mehr und mehr fühlbar. Am folgenden Morgen ließ der General mich gleich nach der Frühstücksstunde zu sich bitten. Die ihm bestimmten Gegenstände waren, Gott weiß, nach welcher Ulyssesfahrt, glücklich angekommen, und ich konnte meinem Freunde die ihm gewidmeten Bücher, Broschüren und Gedichte, die Zeitungsartikel und die verschiedenen Geschenke in aller Ruhe der Reihe nach übergeben. Als ich ihm das „Schwert Italien's" des Gustav Rasch überreichte, fragte er mich, ob ich es in's Italienische zu übersetzen gedächte, und fügte hinzu: „Ich bedauere unendlich, die deutsche Sprache nicht zu verstehen, und wäre ich nicht so alt, ich setzte mich noch heute daran, sie zu studiren. Ich stelle die Deutschen sehr hoch: es sind ernste, tiefe und zuverlässige Menschen, von denen ich für die Zukunft Vieles erwarte." Auf eine die Politik betreffende Frage, die ich an Garibaldi richtete, sagte er: „Die Welt und insbesondere Europa ist in einem anormalen Zustande. Eine Hälfte der Bevölkerung will die andere unterdrücken. So kann es nicht bleiben. Da die Souveräne die Menschen einmal nicht zu beglücken wissen, so sollten die Völker sich unter einander verständigen, um zu einem befriedigenderen Zustande zu gelangen. Ich halte die Republik für die hiezu geeignetste Verfassungsform; aber keine französische Republik, die vierzehn Tage dauert, sondern eine Republik, die in der Rechtschaffenheit, in der patriotischen Selbaufopferung und in der Tüchtigkeit des Volkes die Bürgschaft ihres Bestehens trägt. Die deutsche mehr als jede andere Nation besitzt hierzu die nöthigen Eigenschaften, was sie unternimmt, wird auf festem Boden gegründet und sollte von Dauer sein. Nur wünsche ich ihr mehr Energie und möchte die Deutschen eine Initiative ergreifen sehen, die sie jetzt Anderen überlassen, die nicht befähigt sind, sie zu einem glücklichen Resultate zu führen." Nicht einmal die zweihundert und einig: Miglien, die Garibaldi auf seinem öden Felsenriff vom Festlande trennen, sichern ihn vor dem beständigen Anliegen um Photographien und Autographien. Im Laufe des Nachmittags brachte Pietro drei solcher Gesuche. Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, sagte Garibaldi: „Ich versichere Ihnen, es ist mir unmöglich geworden, auf dem Continent zu leben, denn dort komme ich vor lauter Plackereien nie zu einem ruhigen Moment."

Berliner Leben.

Ein Wiener Blatt bespricht die Rivalität der Weltstädte Wien und Berlin und legt hierbei resignirt das Geständniß ab, daß in dem seit langen Jahren stattgehabten Wettlauf zwischen den zwei Großstädten die Kaiserstadt an der Spree Siegerin geblieben ist.

„Die Rivalität zwischen Wien und Berlin droht mit dem Erfolge der zur Residenz des geeinigten Deutschlands avancirten Stadt ihren Abschluß zu finden. Berlin hat, das haben die neuesten Volkszählungen ziffermäßig bewiesen, Wien bedeutend überholt, und die Gefahr ist da, daß wir uns fortab mit dem vierten Range in der Reihe der Großstädte der alten Welt werden begnügen müssen." So heißt es im Eingange des Artikels. Und es wird nachgewiesen, daß Berlin einen jährlichen Zuwachs von 4 bis 5 Prozent, Wien dagegen von kaum anderthalb Prozent hat. Zum großen Theile wird der Berliner Stadtverwaltung das ihr in vollstem Maße gebührende Lob gezollt, zur Hebung der Stadt beigetragen zu haben. Ueber den Verkehr und die Wohnungsverhältnisse in Berlin heißt es dann: „Die ehedem stille Stadt ist Großstadt in des Wortes weitester Bedeutung geworden. Der Verkehr hat, Dank den neugeschaffenen Verkehrsmitteln, mächtig zugenommen, während die Wohnungsverhältnisse durch eine rationelle Stadterweiterung gleichzeitig eine wesentliche Verbesserung erfahren haben. Im Westen Berlin's erhebt sich eine ganz neue Stadt. Da ist keine Spur vom Miethkasernen-Styl, Nichts als schmucke Wohnhäuser, fast keines über drei Stockwerke hoch. Breite Straßen mit Alleen und große Plätze mit Gartenanlagen. Allenthalben Licht und Luft, und, was die Hauptsache ist, relativ billige Miethszinse. Dort ist das Quartier des guten Mittelstandes, der hohen Bureaukratie, der Schriftsteller- und Kunstwelt, während die Geburts- und Geldaristokratie nach wie vor die Straße Unter den Linden, deren nächste Umgebung, sowie den Saum des herrlichen „Thiergartens" mit ihren Palästen und Landhäusern occupirt. Die Berliner Millionäre treiben einen ansehnlichen Wohnungsluxus und bewohnen ihre reich und vielfach auch geschmackvoll eingerichteten Häuser nach englischer Sitte mit ihren Familien allein.

Ganz anders dagegen in Wien, wo man für das „My house is my castle" noch immer kein rechtes Verständniß zu besitzen scheint, und wo unsere Finanz- und sonstigen Barone angemessen zu wohnen glauben, wenn sie die „ganze" erste Etage ihrer gen Himmel strebenden Zinsburgen für sich mit Beschlag belegen." Aber auch nach anderer Richtung hin ist man in Berlin großstädtisch geworden, meint das genannte Blatt. „Mit der Zunahme des Tagesverkehrs hat auch das Berliner Nachtleben den Pariser Charakter angenommen. Während die Wiener Ringstraße, der Graben und der Kohlmarkt nach der Sperrstunde, häufig auch vor derselben, sich vollständig unbelebt präsentiren und dem Fremden ein fast idyllisches Bild gewähren, herrscht in Berlin noch um Mitternacht und über diese Zeit hinaus „Unter den Linden", in der Friedrich- und Leipzigerstraße und an den anderen Centren volles Leben und Bewegung. Eine Nacht, die wir dem „Cafe Bauer" geopfert, hat uns von der Großartigkeit des Berliner Nachtlebens den richtigen Begriff gegeben. Dieses merkwürdige, nach dem Wiener Urbilde geschaffene Etablissement, wurde vor beiläufig sieben Jahren „versuchsweise" eröffnet, und heute zählt das „Cafe Bauer" zu den Merkwürdigkeiten der Stadt, nicht blos wegen seiner geradezu verschwenderischen Ausstattung, sondern auch seines nie stockenden Verkehrs halber. Das Lokal wird nämlich niemals gesperrt. Eine Idee von dem Geschäftsumfange dieses Kaffeehauses gewährt die tägliche Einnahmeziffer von 1200 bis 1500 M., bei einer Regie von 600 bis 700 M., bei einem täglichen Ausgabenbudget also, welches der Tageslosung unserer ersten Cafe's ungefähr entspricht. Es ist überhaupt merkwürdig, mit welcher Rapidität das Kaffeehausleben in Berlin Wurzel gefaßt hat. Berlin besitzt bereits ein Dutzend zumeist großer „Wiener Cafes," häufig mit Wiener Bedienung und dito Zeitungen. Eines der neuesten, der Pikanterie halber mag es hier verzeichnet werden, wird von einem gewesenen Wiener Advokaten dirigirt. Der Verpflanzung der Wiener Cafes an die Spree folgen nunmehr die Bierhäuser nach bekannten Wiener Mustern."

„Die durchaus breiten Straßen des neuen Berlin gestatten allenthalben den Tramway- und Omnibusverkehr, während die nunmehr gleichfalls in Benützung befindliche Stadtbahn, welche die Stadt quer durchschneidet, es der minder bemittelten Klasse ermöglicht, ihre Wohnstätten an der äußersten Peripherie Berlin's aufzuschlagen. In Berlin hält die Baulust fortwährend an, und wohl in keiner Stadt Europa's werden seit Jahr und Tag so viele neue Wohnstätten geschaffen, als eben dort, wo kein Liniengürtel die unnatürliche Baugrenze zieht, wo die Bauverhältnisse günstiger liegen, wo die Staats- und Communalsteuern die Realitäten weniger belasten, wo der Hypothekarkredit billiger ist, und wo endlich die rapide Zunahme der Bevölkerung die Ueberspekulation in Realitäten nicht aufkommen läßt. Wie ganz anders ist man in Wien zu Werke gegangen, um der Wohnungsnoth beizukommen und um das Kommunicationswesen zu verbessern.

Die rechte Hand.

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat man stets der rechten Hand ein Vorrecht vor der linken eingeräumt, wie man auch der rechten Seite eine höhere Weihe als der linken zuerkannte. Im Tempel zu Jerusalem mußten alle Umgänge nach rechts hin sich bewegen: als Priamus sich auf den Weg zu Achilles machte, um seinen Sohn zu lösen, bat er Zeus, ihm seinen Vogel von rechts her zu senden; Perikles läßt den Beschluß über das Recht der Promantina der Athener auf die rechte Seite des ehernen Wolkes eingraben. Diese Anschauung hat sich bis auf die heutige Zeit erhalten, der Vornehme geht zur Rechten und eine den Damen dargebrachte Huldigung ist es, wenn wir sie am rechten Arme führen. Die Anerkennung der rechten Seite ist aber aus der Anerkennung der rechten Hand abzuleiten. Ueberall hat die Vorstellung Geltung, daß die rechte Hand die eigentliche Beherrscherin alles Thuns sei, ihr wird daher eine besondere Würdigkeit zugesprochen. Bei der Priesterweihe der alten Juden wird die große Zehe des rechten Fußes und der Daumen der rechten Hand mit dem Opferblute bestrichen, Jakob nennt seinen jüngsten Sohn, dem die sterbende Mutter den Namen „Sohn meiner Schmerzen" (Benoni) gab, Sohn der Rechten (Benjamin), ihm damit Glück für sein Leben wünschend.

Im Deutschen bezeichnen wir ja ganz besonders diese bevorzugte Hand als die rechte, die richtige, die zu Recht geltende, wie auch im Französischen, während das Englische die linke Hand als left, die verlassene, kennzeichnet. Von Artaxerxes Ochos wird ausdrücklich erzählt, daß er das Bündniß mit dem Fürsten von Sidon zuerst nicht durch Darreichung seiner rechten Hand bestätigen wollte, er aber einschlug, weil sonst jener Fürst seiner Zusagen entbunden gewesen wäre. Es ist kein Widerspruch gegen das oben Erwähnte, wenn die römischen Auguren die linke Hand als glückverheißend betrachteten. Die Auguren hielten die Ostseite, die Seite der aufsteigenden Sonne für glückverheißend, es war ein fester Punkt, nicht eine Richtung, die sich nach der jeweilig willkürlichen Stellung änderte, für das günstige Omen angenommen. Der griechische Vogelschauer stand mit dem Gesichte nach Norden gewandt, er hatte also die absolut günstige Seite, den Osten, zur Rechten, während der römische Augur bei der Vogelschau nach Süden blickte, den Osten also zur Linken hatte.

Dieser Vorzug, den man überall der rechten Hand zuerkannte, entspringt jedenfalls daraus, weil man sie für die kräftigere hielt, mit derselben werden die wichtigsten Handlungen vorgenommen, man schreibt mit derselben, man deutet mit derselben, man greift mit derselben und man kämpft mit derselben. Der Wilde wirft mit ihr seinen Speer, wie der Römer mit ihr das Schwert führte, und wie unsere Kürassire mit ihr den Säbel handhaben. Woher kommt aber diese Einstimmigkeit? Sollte die rechte Körperseite wirklich die kräftigere sein, wie Einige unsere Frage zu erklären suchen? Wir glauben es nicht; es müßte sich dann auch bei den Thieren zeigen, daß sie zuerst mit der rechten Tatze zugreifen, was aber durchaus nicht der Fall ist. Wer ein spielendes Kätzchen betrachtet, wird bemerken, daß es seine Pfoten gleichmäßig gebraucht und nach den Dingen oder seiner Speise greift, wie es ihm am bequemsten scheint. Daß der Mensch vorwiegend seine rechte Hand benutzt, kommt daher, weil es ihm von Kindheit auf so angewöhnt worden ist; durch diese Gewöhnung ist sie mit der Zeit kräftiger und geübter geworden.

Ich erinnere hier an die „Bittschrift der linken Hand" von Helfrich Sturz, welcher mit Energie dafür eintrat, die linke Hand gleicherweise wie die rechte zur Arbeit zu gewöhnen. Daß die linke Hand gleicherweise geübt werden kann, dafür ist der Maler Jouvenet ein Beweis, dessen rechte Hand, als er 69 Jahre alt war, gelähmt wurde, und der seine linke Hand so übte, daß er dann noch mit dieser das Magnificat im Chor von Notre-Dame malte. An einer angeborenen Schwäche der linken Hand liegt es nicht, daß sie weniger in Gebrauch genommen wird; woran aber dann? Möge folgende Antwort als ein Versuch angesehen werden, zur Lösung dieser schwierigen Frage ihr Scherflein beizutragen. So alt wie das Menschengeschlecht ist der Kampf der Menschen gegen einander, die Hand wurde früher im Kampfe geübt, als sie den Griffel zu führen verstand, früher noch, als sie sich Werkzeuge zu bereiten verstand. Zu den ältesten Werkzeugen gehört aber die Waffe, die den Feind treffen sollte, welcher das Besitzthum oder die Person des Andern bedrohte. Als der Mensch nun erfahren, wo er den Feind am sichersten tödtlich treffen konnte, als er seinen Lebensquell entdeckt hatte, richtete er dorthin seinen Angriff. Aber mit der Rechten konnte er am sichersten und schnellsten das Herz des ihm gegenüberstehenden Feindes treffen, und so mußte diese Hand für den Kampf geübt werden. So hat sich die Menschheit daran gewöhnt, ganz besonders die rechte Hand streitbar zu machen, und sie ist die bevorzugte Hand geblieben, als es galt, sie in den Dienst der Arbeiten des Friedens zu stellen. — Weniger Wahrscheinlichkeit als manche andere Hypothesen und Erklärungsversuche auf dem Gebiete der Völkerpsychologie hat diese nicht; ich stelle sie dem Urtheile der berufenen Forscher anheim, möge sie einer unbefangenen Prüfung gewürdigt werden.

Die Entstehung der menschlichen Sprache.

Was wird in unserer Zeit der Parlamente, Versammlungen und Vereine das Jahr über geredet und gesprochen, ohne daß irgend einer dieser berufenen und unberufenen Redner sich die Frage vorlegt: Wo und wie ist denn die menschliche Sprache entsprungen? Da war König Psammetich von Egypten doch schon etwas wißbegieriger; er wollte (nach Herodot. Buch 2, Kap. 2) auf dem Wege des Experiments darauf kommen, welche Sprache die älteste, dem Menschen angeborene sei. Zu diesem Zweck übergab er zwei neugeborene Kinder einem Hirten mit dem Befehle, sie einsam aufzuziehn und nie ein Wort vor ihnen auszusprechen. Nach Verlauf einiger Zeit, als sich der Hirt den Kindern einmal genähert, hätten sie — so wird erzählt — die Hände ausgestreckt und gerufen: wekos. Da nun das Wort wekos ein phrygisches ist und „Brot" bedeutet, war man am egyptischen Hofe seitdem der Ansicht, daß die phrygische Sprache die Ursprache, diejenige Sprache sei, welche alle Menschen reden müßten, wenn sie in keiner anderen gelehrt würden. Und weil man im Schwäbischen „Weck" anstatt „Semmel" sagt, behauptete auf Grund der Herodotischen Mittheilungen der Professor Täubele aus Laingen steif und fest, die Schwaben seien das Urvolk, und nur der schwäbische Dialekt eigne sich zur Weltsprache. Vielleicht wegen seines schwäbischen Ursprungs wollte denn auch Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, das Experiment des egyptischen Königs wiederholen; allein es scheint, die jungen Menschen sind inzwischen in ihrer Konstitution zarter geworden. Die beiden kaiserlichen Probekinder starben, ehe sie zum Sprechen kamen, und zwar, wie berichtet wird, aus Melancholie und Schlaflosigkeit. Denn weil die Kinderfrau kein Wort sprechen durfte, war es ihr unmöglich gemacht, ihre Pfleglinge durch Wiegenlieder in den Schlaf zu singen, und eine so wortlose Stille — erklärt der Chronist Salimbeni, dem wir diese Erzählung verdanken, könne von der menschlichen Natur nicht ertragen werden. Dies stimmt nun freilich nicht mit der Meinung des heiligen Augustinus überein; dieser behauptet im Gegentheile „der Mensch könne von Natur aus überhaupt nicht reden, ein Kind, unter Stummen groß geworden, würde nicht sprechen" — ein Satz den er vielleicht nicht aufgestellt hätte, wenn ihm die modernen Berufsredner bekannt gewesen wären, die ja ganze Sitzungsperioden hindurch unter ihren stumm stimmenden Parteigenossen ganz allein das Wort führen, und deren Nachkommenschaft, wenn anders die Lehre Darwins irgendwie begründet ist, das Schwätzen nothwendigerweise durch Vererbung angeboren sein muß.

Auf den Leim gegangen.

Von Paul Brandner.

Tulpenbusch galt unter den Studenten für ein Original. Er war es in der That; aber er wurde es nur auf Kosten vieler Semester, die ihm der Alte schwer anrechnete, sodaß schließlich bei jeder neuen Vermehrung der Semester auch eine Verminderung des Wechsels eintrat, weshalb er, der flotte Bursche sich in immerwährender Geldnoth befand, mithin ihm Nichts übrig blieb als Schulden zu machen. Er brachte es auch hierin bald zu einer solchen Anerkennung seiner Virtuosität, daß ihm kein Philister mehr pumpen wollte und diejenigen, welche angebissen hatten, fortwährend seine Bude belagerten. Aber er war nicht anzutreffen, denn er hatte längst vorgezogen, abwechselnd bei dem oder jenem Freunde zu logiren und die Philister fanden nur das leere Nest vor, in dem außer einer alten Säbelklinge Nichts von irgend welchem Werthe zu holen war.

Der Miether dieses leeren Raumes aber saß gerade mit dem betreffenden Bekannten auf dessen freundlicher Bude, gestärkt durch einen gesunden Schlaf und ließ sich den nebenher ebenfalls „geschundenen" Morgenkaffee recht herzhaft schmecken. Bald jedoch versank er in ein tiefes Sinnen, denn er hielt jeden Morgen mit sich Rath: wie und wo er irgend ein neues Anlehen zu Stande brächte. Er ging hierbei mit einer solchen Verstandesschärfe zu Werke, daß diese Stunden in Wahrheit ein solides Mathematikstudium ausfüllten welches hinwiederum ihn vor der Versumpfung bewahrte. Und so kam es, daß er sich nie oder höchst selten verrechnete, selbst wenn Soll und Haben in seiner Rechnung nicht immer reciproque Werthe waren. —

Die Sonne stieg höher, und ihre Strahlen — es war mitten im Hochsommer — brannten gewaltig auf die geschlossenen Fensterläden und kündeten einen enorm heißen Tag an. Und Tulpenbusch war längst verurtheilt, auch bei der größten Hitze in den schweren Kanonen einherzuschreiten, denn die einst so reizenden, hechtgrauen Beinkleider waren im Frühjahre durch das Schneewasser, in dem sich so mancherlei Gegenstände aufgelöst hatten, an ihren Enden recht unangenehm gelblich-roth imprägnirt worden. Wie er die Kanonen zur Verdeckung dieses Uebelstandes gepumpt hat, das wäre auch eine Geschichte; aber wir wollen ihn nicht in jenen Gedanken stören, in welche er bei Beginn des oben verkündeten, heißen Tages verfiel. Diese Gedanken drehten sich nur um den einen: „wie kommst du zu einem feinen, neuen Sommeranzug?" Nach kurzer Vertiefung in diese Frage zog er aus seiner Brusttasche einen Plan der Stadt und breitete denselben vor sich aus. In demselben waren fast in alle Straßen rothe und blaue Linien eingezeichnet. Erstere waren auf verschiedene rothe und letztere auf die blauen Punkte inmitten der Häusercomplexe gerichtet. Mit dem Ganzen aber hatte es folgende Bewandtniß: Alle Straßen, welche roth angezeichnet waren, mußten gemieden werden, weil in denselben überall — bei den betreffenden rothen Punkten — seine Gläubiger wohnten und nur den freundlicheren, blauen Linien konnte er nachgehen, wenn er unbehelligt bleiben wollte. Die blauen Punkte aber bedeuteten diejenigen Häuser, in denen er verkehrte, die Wohnungen seiner Freunde — seine eigene war ja längst vom Blauen hinüber in's Rothe gegangen — die Kneipe u. a. m., zu welcher er meist nur auf Umwegen gelangen konnte, ja, hie und da führte ein blauer Strich gerade durch Haus, Hof und Hinterhaus eines stillen Bürgers. Ach! und ein großer, schöner, blauer Punkt stand einsam inmitten lauter rother Striche! Es war das Collegienhaus, das er mit dem besten Bemühen mit den blauen Linien nicht mehr verbinden konnte. So war der Plan eigentlich eine graphische Darstellung seines Studentenlebens. Die rothen Striche bezeichneten in demselben seine Vergangenheit, die blauen seine Gegenwart und die noch weißen Stellen seine Zukunft — und die war nicht bedeutend. Das mochte er eben selber fühlen, denn er murmelte vor sich hin: „es geht nicht mehr anders!" und setzte die blaue Spitze des Stiftes auf eine Häuserecke. Dann rotirte der Stift eine Zeit lang in seinen Fingern und ein neuer blauer Punkt war fertig. Allein wie die Ausarbeitung des Zugangs zu demselben erfolgen sollte, da zeigte es sich, daß es unmöglich war, durch das Netz der rothen Striche hindurchzukommen, von keiner Seite war die Gegend mehr frei für ihn. Doch je verwickelter der Plan, je drohender die Hindernisse wurden, die sich seinen Bedürfnissen in den Weg stellten, um so scharfsinniger wurde sein Expose und in einer halben Stunde, als der Corpsfax kam, war sein Plan fertig. In Eile war ein Brief geschrieben und der Fax hatte denselben sofort schweigend, ohne sich aufzuhalten, dem Hofschneidermeister Meyer zu übergeben. Den gastfreundlichen Genossen aber bat er, ihn allein za lassen, indem er ihm Einiges von seinem Vorhaben anvertraute, sodaß dieser lachend fortging, einen neuen, Tulpenbusches würdigen Streich vorhersehend. Als dieser sich in dem großen, schönen Zimmer allein befand — er bevorzugte bei seinen Einquartierungen immer die reicheren Freunde — begann er die Garderobe im Kleiderschranke zu mustern und wählte schließlich eine feine schwarze Hose nebst Weste und den langen, verschnürten Schlafrock als zur Bekleidung seiner Person würdig aus. Im Schlafzimmer vollzog sich die Metamorphose, und als er in das Wohnzimmer zurückkehrte und sich im Spiegel musterte, schien er mit seinem Aussehen zufrieden zu sein. — Nach Verlauf einer Stunde meldete der geriebene Fax lächelnd: „Herr Hofschneidermeister Meyer!" „Eintreten," rief es mit tiefer Stimme, und der devote Ritter von der Elle erschien unter der Thüre. „Aha!" empfing ihn Tulpenbusch, „Sie sind sehr pünktlich!" Der Angeredete verbeugte sich und breitete höflich seine reiche Musterkarte aus, die das Neueste in jeder Hinsicht enthielt. Allein Tulpenbusch legte mit stolzer Miene seine Hand auf den Arm des Schneidermeisters und sprach mit merkwürdiger Ruhe: „Bitte, lassen Sie das einstweilen. Ich beabsichtige allerdings, mir von Ihnen einen Anzug fertigen zu lassen, allein ich habe meine besondere Methode!" Der Schneider stand in Erwartung, und Jener fuhr fort: „Sie werden sich vielleicht verwundern, allein mir schließlich doch Recht geben müssen. Ich habe nämlich gefunden, daß man an keinem Kleidungsstücke so einfach und so sicher Ihre Kunst beurtheilen kann, als — an einer Weste. Deshalb lasse ich mir stets — wenn ich das Atelier, aus dem ich Sachen beziehe, nicht schon länger kenne — zuerst eine Weste, gleichsam als Modell anfertigen, und aus diesem beurtheile ich, inwieweit der Künstler nach Schnitt und Auffassung überhaupt, seine proportionale Berechnung des zu bekleidenden Körpers anstellt." Der Kleiderkünstler riß Mund und Ohren auf vor Erstaunen über diese eingehenden Kenntnisse seiner Kunst auf Seiten eines Kunden und suchte nach seinem Bandmaße. Tulpenbusch geruhte auf die Bitte des Hofkünstlers hin des langen Schlafrockes sich zu entledigen, um seinen gewaltigen Körper den Ausmessungen zugänglich zu machen. Als diese fast beendet waren, meinte er: „Gebrauchen Sie nicht zur horizontalen Bestimmung der Schulterblätter die Libelle?" „O nein!" erwiderte befangen Herr Meyer. Man hätte ihn auf den Kopf stellen dürfen, er hätte nicht gewußt, was eine Libelle für ein Ding ist, denn die Wasserjungfrau konnte doch nicht damit gemeint sein. „Bei Giboyer fils in Paris ist dies stets der Fall", meinte Tulpenbusch noch, worauf Herr Meyer erwiderte: „O Sie sind so gut gewachsen, daß es wirklich ganz unnöthig ist!" Tulpenbusch lächelte über den gewandten, hinter seinem breiten Rücken beschäftigten Schneider und in einigen Minuten waren die Vorstudien zur Bekleidung seines Körpers beendet. Nur erlaubte sich Herr Meyer noch zu fragen: was für Stoff zur Herstellung der vorläufigen Weste benutzt werden solle? Wieder ging ein feines Lächeln über das Gesicht des Gefragten, und er meinte: „Das ist eigentlich ganz egal, da ich sie ja nur als Modell gebrauche und nie tragen werde. Doch da ich einen kleinen Scherz für meinen Diener zu veranstalten gedente, so fertigen Sie die ganze Weste aus ganz gewöhnlichem dunklen Futterstoffe und versehen Sie dieselbe mit weißen Beinknöpfen." — Nachdem noch die Zeit zur Besichtigung des Modells festgesetzt worden war, entfernte sich der Hofkleiderkünstler wieder, der von dem liebenswürdigen Verständnisse des neuen Kunden für seine Kunst entzückt war. Wenn er freilich hätte sehen können, wie Tulpenbusch im Zimmer einen Satz vor Vergnügen machte, als sich die Thüre geschlossen hatte, wenn er hätte hören können, wie er murmelte: „er geht auf den Leim!" sein Entzücken wäre sicherlich mit einigen kunstgerechten Flüchen aus seiner Schneiderseele gefahren. Aber er ahnte ja nicht, daß er den „Leim" schon an den Füßen trug. Und nie wurde in seinem Atelier mehr Sorgfalt auf eine lumpige Weste aus ordinärem Futter verwendet. Dem älteren Lehrjungen, der bisher eigentlich nur ins Westen gearbeitet hatte, mußte sie nach einigen Maulschellen abgenommen und einem erfahrenen Arbeiter zur Fertigstellung übergeben werden. Dann probirte sie der Meister zuvor nochmals an einem sich durch Körpergröße auszeichnenden Packträger, denn unter seinen Gesellen war merkwürdigerweise keiner, der dem Modelle als Modell nur annähernd hätte dienen können. Endlich war die Weste fertig, und zur festgesetzten Stunde machte sich Herr Meyer auf den Weg zu Herrn Tulpenbusch. Mit Kennermiene betrachtete dieser das sonderbare Kleidungsstück, bevor er es anlegte und an den Spiegel trat. „Die Hauptsache ist schon gut," rief er beim ersten Blick in denselben „sie sitzt am Kragen famos". Der Hofkünstler war glücklich über das anerkennende Urtheil, das zum Schlusse über das ganze Modell ausgesprochen wurde, und Tulpenbusch wählte nun aus der reichen Musterkarte einen feinen englischen Stoff aus. Nachdem noch Einiges über den Schnitt des neuen Anzuges gesprochen war, trat Tulpenbusch an das Fenster, zog aus seinem Portemonnaie den mit Mühe eigens präparirten Gulden, gab denselben Herrn Meyer mit den Worten: „Diese Kleinigkeit möge demjenigen ihrer wackeren Gesellen, der das Modell verfertigte, meine Anerkennung ausdrücken." Herr Meyer dankte gerührt im Namen desselben und empfahl sich. — Ja! er war recht auf den Leim gegangen, der gute Mann. Denn bis zur letzten, sorgfältigen Anprobirung des neuen Anzuges war Tulpenbusch immer zur festgesetzten Zeit anzutreffen; jedoch bei der Ablieferung des fertigen Anzuges war er — wie der Fax aussagte — etwas ausgefahren. Herr Meyer fand das ganz selbstverständlich, packte den Anzug sorgfältig aus und breitete die einzelnen Stücke recht anmuthig über verschiedene Stühle. So fand sie Tulpenbusch, als er gegen Mitternacht mit dem freundlichen Gastgeber zurückkehrte. Am nächsten Morgen stand er früh auf, und bald glänzte er in der neuen Hülle.

Aber den Morgenkaffee wartete er nicht ab, denn hier war seines Bleibens nicht länger. Er war auch schon so vorsichtig gewesen in den letzten Tagen seinen Plan um einen neuen, blauen Punkt, um ein neues Heim zu vermehren. Dorthin machte er sich frühzeitig auf den Weg, nur das Mod